

Ein Jahr mit Meet your neighbours

Wir reden nicht übereinander,
sondern miteinander



Meet
your
neighbours

Inhalt

8

Magic is here
von **Silke Kleemann**

18

**Heiner, hör mir zu – so wie ich dir
zugehört habe**
von **Kathrin Reikowski**

26

Neue Stimmen der arabischen Literatur
von **Tanja Dückers**

30

Found in translation
von **Lea Schneider**

36

**Schaut man sich die Welt an, darf Protest kein
Sonderfall sein**
von **Heike Geißler**

Editorial

Von Annika Reich



In ganz Deutschland haben im Jahr 2017 Buchhandlungen, Literaturhäuser und Bibliotheken ihre Räume geöffnet, um Begegnungen zwischen neu angekommenen und alteingesessenen Menschen zu ermöglichen. Das Bedürfnis nach diesen Begegnungen war und ist groß – auf beiden Seiten. Literaturorte sind für solche Begegnungen wie geschaffen, denn Menschen, die in eine Bibliothek oder eine Buchhandlung gehen, wollen Geschichten von anderen Menschen entdecken, und Buchhändler*innen und Bibliothekar*innen haben die Vermittlung der Geschichten anderer Menschen zu ihrem Beruf gemacht.

Die Veranstaltungen haben eines ganz deutlich gezeigt: Kaum redet man nicht mehr übereinander, sondern miteinander, geht es um Lebensgeschichten, die – so unterschiedlich sie auch verlaufen mögen – sich doch zu sehr ähneln, um sie als befremdend wahrzunehmen. Hier und dort geht es um Liebe und Familie, Schmerz und Verlust, Krieg und Frieden, Hoffnungen und Träume. Kaum hört man von den Geschichten einzelner Menschen, wird offensichtlich, dass uns mehr verbindet, als uns trennt. Die Geschichten, die bei *Meet*

your neighbours zur Sprache kommen, bereichern uns alle; sie vertiefen nicht nur unser Verständnis der Situation in den unterschiedlichen Krisengebieten, sondern schärfen auch unser Selbstverständnis. Das, was wir so über Deutschland und die Welt erfahren durften, hat uns in diesem Jahr sehr nachdenklich gemacht und oft zum Weinen und manchmal auch zum Lachen gebracht. Und es hat unseren Wunsch gestärkt, noch mehr dieser Begegnungen zu schaffen.

Begegnungen machen den Unterschied. Davon sind wir von WIR MACHEN DAS überzeugt. Begegnungen nehmen Ängste und rücken das Menschliche in den Vordergrund. Wenn man Menschen zuhört, die ihr Leben erzählen, und sich mit ihnen austauscht, entstehen gemeinsame Erfahrungen, die es schwerer machen, in den Menschen, die hierherkommen, eine entpersonalisierte Masse zu sehen; man sieht dann den einzelnen Menschen, man sieht Mütter, Väter, Schwestern, Brüder, man sieht den Elektriker, die Dichterin und den ältesten Sohn. In den Diskussionen mit dem Publikum teilten ältere Zuhörer*innen oft ihre eigenen Erinnerungen an Krieg, Flucht und Vertreibung, und die Nähe, die dabei entstand, war im Raum greifbar.

Uns wurde oft berichtet, dass sich der eigene Blick nach den Abenden verändert hat, dass Zuhörer*innen Bilder von geflohenen Menschen im Fernsehen nun anders bewerten und dass sie keine „Flüchtlinge“ mehr sehen, sondern Menschen, die man kennt.

Das ist es, was die 16 Veranstaltungen in München, Köln, Berlin, Bremen und Hamburg so wertvoll gemacht hat.

Vieles, was ich gehört habe, hat mich beeindruckt, erstaunt, berührt oder tief betroffen gemacht. In der Veranstaltung im Münchner Literaturhaus kamen zum Beispiel Geschichten aus der Zeitung *NeuLand* zu Gehör, die in ihrem The-

menspektrum exemplarisch für viele der Veranstaltungen stehen kann. So erzählte dort ein Syrer zur Belustigung seiner Zuhörer*innen von den unterschiedlichen Verwendungen des Wortes „Nein“ in Deutschland und Syrien, ein Ugander pries das deutsche Krankenversicherungssystem, eine Mongolin freute sich über das gute deutsche Wetter und eine irakische Jesidin entschuldigte sich als Erstes, dass es in ihrer Geschichte nichts zu lachen gebe.

Die literarischen Abende, die wir in vielen Städten veranstaltet haben, brachten neue Erkenntnisse. Der syrisch-palästinensische Autor Ramy Al-Asheq erläuterte in Berlin zum Beispiel, dass sich das Wort „Gedicht“ im Arabischen von „fühlen“ ableite, Gedichte stünden also in der arabischsprachigen Tradition nicht für Verdichtung, sondern dafür, ein Gefühl für etwas zu entwickeln. Galal Alahmadi, der preisgekrönte jemenitische Dichter, konnte seinem Publikum in Köln erklären, warum er nicht über den Krieg schreiben. Sein Schreiben sei ein unberührter Schutzraum in seinem Kopf. Das Schreiben so zu betrachten, war mir gleichzeitig neu und höchst vertraut.

Am meisten erstaunt und mit meinen eigenen Vorurteilen konfrontiert hat mich allerdings der Film der syrischen Filmemacherin Afraa Batous, den die sehr aktiven Münchner Organisator*innen bei Literatur Moths gezeigt haben. Denn als ich an dem Abend erfuhr, wie wichtig Heiner Müller für Afraa Batous war, wurde mir erst bewusst, dass ich davon ausgegangen war, dass die junge syrische Künstler*innengeneration genauso wenig Ahnung von deutschen Autor*innen hätte wie wir von den syrischen. „Heiner, hör mir zu – so wie ich dir zugehört habe“, sagt Afraa Batous und spricht damit über Heiner Müller und direkt zu uns.

Jeder einzelne Begegnungsabend zeigte, dass Vielfalt viel für alle bedeutet und es eine große Bereicherung für uns ist, wenn wir unsere

Welt teilen. Daran halten wir von WIR MACHEN DAS fest, je stärker der Wind von rechts weht.

Dass all das stattfinden konnte und wir auch im nächsten Jahr weitermachen können, verdanken wir der Allianz Kulturstiftung und der Stiftung :do, die uns nicht nur großzügig unterstützt haben, sondern auch inhaltlich wunderbare Gesprächspartner*innen und wirkliche Verbündete sind.

Rebecca Ellsäßer und ich danken auch allen Organisator*innen, Teilnehmer*innen, Bibliotheken, Literaturhäusern und Buchhandlungen, also allen, die im letzten Jahr gesagt haben: WIR MACHEN DAS – mit! Ohne sie und euch wäre all das nicht möglich.

Grußwort

Michael M. Thoss

Allianz Kulturstiftung

Das Projekt *Meet your neighbours* hat uns sofort und unmittelbar überzeugt. Denn es ist ein Flechtwerk, das vielfältige Beziehungen knüpft zwischen Menschen mit und ohne Fluchterfahrung. In mehrsprachigen Erzählsalons kommen die neue und die alte Nachbarschaft zusammen. Dichterlesungen und Gespräche mit geflüchteten und nicht geflüchteten Autor*innen verbinden Zuhörer*innen und Leser*innen. Schicksale scheinen in den vorgetragenen Geschichten und Gedichten auf, die mit einer Dringlichkeit erzählt oder rezitiert werden, sich wechselseitig mit großer Intensität durchdringen und neu verweben, sodass manche im Publikum nachher meinen, sie haben nicht nur mitgelitten und mitgelacht, sondern das Vorgetragene persönlich erlebt. Die Veranstaltungen werden für die Vortragenden und das Publikum gleichermaßen zu einem gemeinsamen Erfahrungsraum, den man anders verlässt, als man ihn betreten hatte. Wer sich auf diese Begegnungen einlässt, fühlt sich berührt, mitunter getroffen, vielleicht erschüttert, immer aber angesprochen und dazugehörig. So entsteht beim Einanderzuhören eine neue Gemeinschaft, das vermeintlich Fremde wird Teil des vertraut Eigenen und die Neuangekommenen fühlen sich unter Nachbar*innen. Treffen wir sie bei *Meet your neighbours!*

Grußwort

Lena Blosat
Stiftung :do

In der Vorstellung des Projekts *Meet your neighbours* schrieben die Akteurinnen an die Stiftung :do: „Fremdheit erscheint so lange unüberwindbar, wie der Zugang zur Geschichte und Lebenswelt des Anderen verwehrt bleibt. (...) Wir möchten Literaturorte in ganz Deutschland einladen, zu den Orten zu werden, an denen sich Menschen unterschiedlicher Herkunft voneinander erzählen. Und wenn man sich begegnet, ist vieles möglich.“

Davon ist auch die Stiftung :do überzeugt. Seit 2005 fördern wir Projekte mit dem Ziel, die Rechte von Migrant*innen und Zugänge zu gesellschaftlicher Teilhabe für alle Menschen – unabhängig von ihrer Herkunft und ihrem Aufenthaltstitel – zu verwirklichen. Dabei sind wir überzeugt, dass diejenigen, die von inhumanen Aufenthaltsbestimmungen, Ausgrenzung und Stigmatisierung betroffen sind, ihre wahren Interessen und Anliegen selbst am besten kennen. Doch wann, wie und wo begegnen wir uns und erfahren voneinander?

Meet your neighbours erschafft mit den Lesungen und Erzählalons Räume, in denen sich neue und alte Nachbar*innen begegnen und einander zuhören können. Räume für Gespräche, Poesie, die Erzählung des eigenen Lebensweges. Selbstbestimmt, individuell und kreativ werden die Gesichter hinter den Asylanträgen und scheinbar abstrakten Migrationsbewegungen deutlich sichtbar, werden ihre Stimmen hörbar.

Die Stiftung :do versteht den Titel *Meet your neighbours* als einen zukunftsweisenden Baustein für Teilhabe und für die Gestaltung einer Kultur

der guten Nachbarschaft – und als dringende Aufforderung an uns alle, machbar und konkret!

Wir blicken zuversichtlich auf die Zukunft des Projekts und wünschen allen Nachbar*innen viele weitere gute Begegnungen, Ermutigung und Inspiration.

Magic is here

Beim *Meet your neighbours*-Abend am 3. Mai 2017 im Münchner Literaturhaus trafen Sandra Hoffmann und Denijen Pauljević auf Autor*innen und Redakteur*innen der Zeitung *NeuLand*, die seit 2015 Geflüchteten die Möglichkeit bietet, sich ungefiltert zu Wort zu melden und in den Dialog mit den bereits hier Lebenden zu treten.

Zum ersten Mal fand in München eine Veranstaltung der Begegnungsreihe im Literaturhaus statt. Ursprünglich sollte der Abend räumlich und thematisch in die sehr sehenswerte Ausstellung *Refugees. Eine Herausforderung für Europa* von Herlinde Koelbl eingebettet sein. Aufgrund der vielen Voranmeldungen wurde er jedoch schon vorab ins Foyer im 3. Stock verlegt. So konnten die Teilnehmenden beim zehnten Mal WIR MACHEN DAS in München die eindrucksvolle Kulisse aus Abendhimmel, Dächern und verhüllter Kirchenkuppel genießen. Über 100 Personen waren gekommen, um die *NeuLand*-Zeitung und ihre Autor*innen kennenzulernen.

Das Gemeinschaftsprojekt *NeuLand* geht auf das Engagement einer Einzelnen zurück. Susanne Brandl, journalistische Volontärin beim SWR, schilderte dem Publikum ihre Vision, die im Sommer 2015 einer spontanen Idee und ihrer eigenen Neugier entsprungen war: Was, so fragte sie sich, geht in den Menschen vor, die durch Flucht neu nach Deutschland kommen? Es ärgerte sie, dass der Fokus der Berichterstattung auf den Fluchtgeschichten lag und mehr auf die Vergangenheit gerichtet war als auf das Hier und Jetzt. Außerdem fand sie das Opferstigma der Geflüchteten nicht sehr hilfreich für ihre Teilhabe – und so war die Idee geboren: den Neuankömmlingen durch das eigene Schreiben und Veröffentlichen die Möglichkeit zu geben, sich selbst aktiv in die Gesellschaft einzubringen. Inzwischen leitet Susanne Brandl das Projekt zusammen mit Raphael Müller-Hotop, unterstützt von knapp einem Dutzend Redakteur*innen, die im Tandem mit den Autor*innen an den Texten arbeiten. Vier Ausgaben der *NeuLand*-Zeitung sind bereits erschienen, die Startauflage von 8.000 Stück ist inzwischen auf 10.000 gestiegen. Die Zeitung liegt an vielen Stellen in München kostenlos aus, über die Internetseite von *NeuLand* kann man sich außerdem die digitale Version herunterladen.

Einfühlsam moderiert von Sandra Hoffmann und Denijen Pauljević lasen im Literaturhaus fünf der *NeuLand*-Autor*innen eigene Texte vor: fünf Einblicke in fünf verschiedene (Herkunfts-)Welten. Gleich der erste Autor, Adnan Albash aus Damaskus, nannte als Motivation für sein Schreiben die bessere Verständigung mit „den Menschen hier“. In Syrien hatte der Medizinstudent weder den Drang noch die Muße zum Schreiben. Sein Text über die unterschiedliche Verwendung



Oben: Susanne Brandl, Munkhjin Tsogt, Adnan Albash, Raphael Müller-Hotop, James Tugume, Shirin Mirza Khalaf.

Unten: Der Saal im 3. Stock des Münchner Literaturhauses war voll besucht, am Pult steht Adnan Albash aus Damaskus.

Fotos: Hans Herbig

10

des Wörtchens „Nein“ in Syrien und in Deutschland sorgte für viele Lacher. Die deutschsprachigen Leser*innen werden darin ermuntert, einem Gast aus einem fremden Land auch ein zweites Mal Speis und Trank anzubieten, selbst wenn das erste Angebot mit einem „Nein, danke“ ausgeschlagen wurde – vielleicht war das nur aus anderswo ganz normaler Höflichkeit. Um derartige kulturelle Fallstricke zu vermeiden, schreibt Adnan, der Anfang 2015 nach München gekommen ist, seine Texte inzwischen gleich auf Deutsch. Das sei leichter, als von einer Sprache in die andere zu übersetzen, sagte er. Gratulieren kann man ihm auch zur frisch bestandenen Deutschprüfung für die Aufnahme an der LMU – er hofft nun, dort ab Herbst sein Studium fortführen zu können.

Ebenfalls mit einer guten Prise Humor ging es weiter mit James Tugume, im November 2014 aus Uganda nach Deutschland gekommen. In seinem Text *Magic is here* lobt er das Wunder der deutschen Krankenkasse, die ihn gleich zu Beginn seines neuen Lebens hier rettete, als ihm nach einem unglücklichen Zusammenprall mit einer Glastür die Schneidezähne ersetzt werden mussten. In Uganda, so berichtete er, habe man als „Krankenversicherung“ allenfalls eine Kuh, ein Motorrad oder ein kleines Grundstück, das man im Fall einer Erkrankung verkaufen könne. „Es ist aber auch gar nicht so leicht, etwas zu verkaufen, wenn man schwer krank ist oder einen Unfall hatte“, ergänzte er.

Und so war die Idee geboren: den Neuankömmlingen durch das eigene Schreiben und Veröffentlichen die Möglichkeit zu geben, sich selbst aktiv in die Gesellschaft einzubringen.

James liebt Sport und arbeitet inzwischen selbst als Asylberater in der Flüchtlingsberatungsstelle am Münchner Harras. Welche Schicksalsschläge er schon hinter sich hat, erzählte er ganz nebenbei: In seiner Heimat wurde er mit acht Jahren Vollwaise, lebte auf der Straße und später in einem Waisenhaus, in dem er nach seinem Bachelor in Sozialarbeit (der ihm hier zum Glück größtenteils anerkannt wurde) selbst arbeitete.

11



Die Teilnehmer*innen gemeinsam am Ende des Abends mit den Moderator*innen am Rand der Bühne. Foto: Hans Herbig

Als Nächstes kam Shirin Mirza Khalaf aus dem Irak auf die Bühne. Die erst 16-Jährige, die in die 8. Klasse einer Mittelschule geht, wurde von ihrem älteren Bruder Sultan begleitet, der auch an dem Text mitgearbeitet hatte. Ihre ersten Worte: „Entschuldigung, dass Sie nicht lachen werden.“ Ein bezeichnender Satz für die Erfahrungen, die Shirin in ihrem Alltag immer wieder macht: Es ist nicht leicht, über das zu sprechen, was sie, ihre Familie und andere Jesid*innen im Irak seit 2014 erlitten haben und noch immer erleiden. Das Grauen wird beim Zuhören schnell unerträglich. Stark bewegt und zugleich selbstbewusst trug Shirin ihren bedrückenden Text dennoch vor – „Tut mir echt leid, das ist unsere Wahrheit“, betonte sie immer wieder – und antwortete auf Sandra Hoffmanns Fragen. An dieser Stelle ließ sich übrigens ein schönes Zeichen für ihre gelungene Integration nach zwei Jahren in Bayern bemerken: Auf Sandras Hinweis, man müsse auch nicht weitersprechen, als sie sah, wie Shirin mit den Tränen rang, erwiderte diese spontan: „Passt schon.“ Man würde es jedem jungen Mädchen wünschen, sich nicht mit solchen Themen befassen zu müssen, aber für Shirin ist die Verfolgung und Unterdrückung der Jesid*innen im Irak durch den IS schon jetzt ein Lebensthema geworden. Sie sprach speziell für die Frauen, die vergewaltigt und zur Sklavenarbeit gezwungen werden. Hier in Deutschland fühle sie sich nun sicher, sagte aber auch ganz klar: „Egal, wo wir einmal leben, egal, wie glücklich wir einmal sein werden: Die Gefühle und die Erinnerungen an das Schreckliche bleiben in Kopf und Herz.“

Asef Naderi aus Afghanistan, seit 2013 in München und aktuell Auszubildender in einem Dentallabor, stellte anschließend die Frage nach Korruption in Deutschland anhand einer Abzocke durch einen Busfahrer. Auch sonst zeigte sich der ernste junge Mann, der sich in seiner Freizeit für die kuriose Mischung aus Mathematik, Chemie und Bollywood-Filme interessiert, als kritischer Geist, in einem anderen seiner Texte geht es um gerechte Bezahlung auch für (eingewanderte) Hilfskräfte. Sein Traum: „Irgendwann mal den Iran bereisen zu können. Auf meiner Flucht habe ich gesehen, dass es ein sehr schönes Land ist.“

Zum Schluss las die Sozialpädagogin Munkhjin Tsogt aus der Mongolei einen Motivationstext, wie es gelingen könne,

seine Träume in Deutschland zu verwirklichen. Auch wenn es ihr anfangs nicht leicht gefallen ist, sich auf die neuen Lebensumstände einzustellen (wobei sie im Unterschied zu den Neuankömmlingen aus südlichen Ländern nicht über das Wetter klagt, „schließlich komme ich aus der kältesten Hauptstadt der Welt“) – nach fünf Jahren hier fühle sie sich inzwischen so heimisch, dass sie der ersten Reise in ihre alte Heimat, die sie in diesem Jahr vorhat, mit gemischten Gefühlen entgegen sieht. Mit ihrem kleinen Sohn auf dem Schoß erzählte sie auch, wie sie zu *NeuLand* gekommen ist: „Ich habe in der Bibliothek ein Exemplar der Zeitung gesehen und sofort eine Mail geschrieben.“

„Egal, wo wir einmal leben, egal, wie glücklich wir einmal sein werden: Die Gefühle und die Erinnerungen an das Schreckliche bleiben in Kopf und Herz.“

Über diese Rückmeldung freute sich Raphael, denn genau so soll es gehen – ein unbürokratischer, niedrigschwelliger Kontakt, der möglichst viele Neuankömmlinge motivieren soll, auch die eigene Stimme, den eigenen Blick und die eigenen Erfahrungen mit anderen zu teilen. Für Pluralität und gegen die Ängste, die es auf allen Seiten gibt und die durch konventionelle Medien leider oft eher noch geschürt werden. Davon wissen auch die *NeuLand*-Autor*innen ein Lied zu singen: James' erster Text hieß *Der Dschungel ist hier* – Gedanken dazu, dass man in der Fremde meist zuerst das Gefährliche sieht –, und Adnan sagt: „Die Leute wissen nur aus den Nachrichten etwas über uns und unsere Länder, und in den Nachrichten wird nur über Schlimmes berichtet.“

NeuLand ist ein Gegenpol dazu. Durch das Erzählen wird Nähe geschaffen, das Verbindende wird stärker spürbar als das Trennende. Tatsächlich ist es eine besondere Erfahrung, beim Lesen der *NeuLand*-Zeitung ausschließlich Berichte aus der Eigenperspektive der Geflüchteten zu lesen, kein noch so wohlmeinendes „Über“. An diesem Abend wurde – ganz im Sinne der *Meet your neighbours*-Reihe von WIR MACHEN DAS – sehr deutlich, wie reich es macht, miteinander statt über-

einander zu reden. Wie essenziell es darüber hinaus für die Integration ist, dass Mensch auf Mensch trifft und die Neuan-kömmlinge feste Bezugspersonen haben, wurde an dem Dank deutlich, den jede*r der Autor*innen nicht nur allgemein, sondern auch persönlich an eine Lehrerin, einen Lehrer, eine ehrenamtliche Flüchtlingshelferin oder die Redakteur*innen von *NeuLand* richtete. In diesem Sinne galt auch für diesen Abend im Literaturhaus: Magic is here. ■



James Tugume mit dem Moderator Denijen Pauljević. Foto: Hans Herbig

Presse

„Solche Orte braucht es, um die einzelnen Stimmen und Gesichter hinter den Abertausenden Asylanträgen und den allzu abstrakten Flüchtlingsströmen hör- und sichtbar zu machen.“

Julian Ignatowitsch, Deutschlandfunk

„Gekommen sind Araber*innen, Anwohner*innen von Flüchtlingsunterkünften und Interessierte jeder Altersgruppe (...). Am Ende verlässt kaum jemand den Raum. Der Abend hat sein Ziel erreicht. Viele kommen ins Gespräch.“

Verena Krippner, taz

„Die Buchhandlung als Ort des Geschichten-entdeckens und Horizonterweiterns ist ja per se schon mal ein perfekter Platz für den Austausch zwischen den Kulturen.“

Martina Schürmann, Der Westen

Heiner, hör mir zu – so wie ich dir zugehört habe

Mit Afraa Batous stellte *Meet your neighbours* am 19. Juli 2017 bei Literatur Moths in München zum ersten Mal eine Künstlerin vor, die nicht in München lebt. Sie wohnt nach vier Jahren im Libanon und einigen Monaten in der Türkei seit 2016 in Nürnberg. Silke Kleemann und Denijen Pauljević zeigten Ausschnitte aus dem preisgekrönten Dokumentarfilm *Skin* und sprachen mit Afraa Batous über ihre Kunst, ihre Erfahrungen, ihre Pläne und ihr Gefühl des „un-belongings“, das sie mitnimmt, wohin immer sie geht.

von Kathrin Reikowski

Mit einem Text des deutschen Dramatikers Heiner Müller begann die ganz persönliche Erfahrung der syrischen Revolution für Afraa Batous. Die junge Theatermacherin las Müllers *Hamletmaschine*, war fasziniert von der grobschlächtigen Sprache und wie besessen von der Hauptfigur, die sich vom intellektuellen Revolutionär zum Gewalttäter wandelt. Das Stück transportierte genau die Emotionen und Bilder, die sie vom radikalen Umbruch im eigenen Land träumen ließen. Mit Freunden bereitete sie eine Aufführung des Stücks vor. „Wir dachten, wir könnten unsere eigene Revolution starten, wenn wir das Stück auf die Bühne brächten. Es fühlte sich gut an, weil wir im Verborgenen arbeiten mussten“, erzählte sie und fügte sofort hinzu: „Wir waren naiv.“

Es war das Jahr 2010 in Aleppo. Ein Jahr später brach die Revolution aus. Die Aufführung konnte nicht mehr stattfinden. In Afraas Kopf blieben Heiner Müllers Worte und die Frage, ob sie verstanden hatte, ob sie jemals verstehen konnte, was ihr der Autor sagen wollte. Immer noch besessen vom Text griff sie zur Kamera und begleitete zwei ihrer Freunde aus der Theatercrew. Sie zeichnete über vier Jahre hinweg auf, wie sich ihre Leben von diesem Punkt aus entwickelten. „Keiner konnte das auch nur erahnen“, so Afraa Batous rückblickend. So entstand ihr Dokumentarfilm *Skin*, den sie im Juli mit Silke Kleemann und Denijen Pauljević bei *Meet your neighbours* in München vorstellte.

Der Film beginnt mit ihrer Antwort an Heiner Müller: „Das Theater konnte nichts an dem ändern, was passierte, Heiner. Hör mir zu, wie ich dir zugehört habe.“ Ihre beiden Freunde, Hussein und Soubhi aus der Theatercrew, gehen unterschiedliche Wege – *Skin* zeigt, wie sich die Beziehungen der drei untereinander und die persönlichen Einstellungen zur Revolution verändern.

Während Soubhi beschließt, seinen Weg als Künstler weiterzugehen, und für ein Kunststudium in den Libanon zieht, bleibt Hussein. Er berichtet als Journalist aus seiner Heimatstadt Aleppo in die Welt, kämpft letztendlich selbst aufseiten der Freiheitskämpfer. Diese beiden Alternativen seien repräsentativ für die Wahlmöglichkeiten der Intellektuellen Syriens: gehen – um andernorts weiterzumachen und von einem Leben in Frieden zu Hause zu träumen (wie Soubhi, der am liebsten



Afraa Batous. Foto: Hans Herbig

eine Bar in Aleppo eröffnen würde) – oder bleiben – um mitzukämpfen bis zur letzten Konsequenz.

Mit langen Dialogen steigt *Skin* ein. Revolution, Kämpfe und Zerstörung erahnen die Zuschauer*innen nur durch Szenen einer kleinen Demonstration, durch Bilder von Ruinen. Hussein raucht, auf einem Plastikstuhl sitzend, den er auf den Trümmern eines eingestürzten Hauses platziert hat. Soubhi arbeitet im Libanon, Afraa besucht ihn gemeinsam mit Hussein, die drei gehen ausgelassen tanzen, weinen auf dem Heimweg im Taxi.

Dann die Wende nach den Wahlen im Jahr 2014. „Genau dies ist eine der Schlüsselszenen des Films für mich“, so Afraa Batous. Der Film wird hektisch, laut, die Kamera kann sich minutenlang nur noch um die eigene Achse drehen. Die Grenzen der Zumutbarkeit waren für Afraa Batous erreicht, als

Gehen, um andernorts weiterzumachen und von einem Leben in Frieden zu Hause zu träumen – oder bleiben, um mitzukämpfen bis zur letzten Konsequenz.

sich Baschar al-Assad zum Wahlsieger erklären ließ, während Menschen auf den Straßen Syriens tote Kinder aus Trümmern borgen. 40 Filmminuten nach den Szenen bei der Theaterprobe blicken uns zerstörte, von Hitze, Alpträumen und Kampf gezeichnete, aufgedunsene Gesichter an. Die Verwegenheit der Anfangsszenen ist etwas anderem gewichen.

Silke Kleemann und Denijen Pauljević zeigten Ausschnitte aus *Skin* und sprachen mit der Regisseurin über ihre Filme, ihre Erfahrungen, ihre Pläne, ihr Gefühl des „un-belongings“, das sie mitnimmt, wohin immer sie geht. Gleich zu Beginn sagte Afraa Batous: „Wer nicht gesehen hat, was wir gesehen haben, für den werden es immer nur...“, und sie zeigte mit einer ausladenden Geste auf die Regale um sich herum, „...immer nur Bücher bleiben.“ *Skin* zu drehen, wurde für sie zu einem permanenten Balanceakt zwischen dem, was sie zeigen wollte, und der Zumutbarkeit für die Zuschauer*innen.

Für Besucher*innen des Abends im Moths, die sich mit geflüchteten Menschen und dem Wandel unserer Gesellschaft auseinandersetzen, brachten der Film und das Gespräch



Denijen Pauljević, Afraa Batous und Silke Kleemann.
Foto: Hans Herbig

zwischen Afraa, Denijen und Silke auch eine neue Perspektive. Im Film wird deutlich, dass die zu uns geflüchteten Menschen keine gesichtslosen Opfer sind, die hier Hilfe erwarten – sondern Individuen, die in ihrer Vergangenheit Entscheidungen getroffen haben, manche bewusst, manche aus Mangel an Alternativen; es wird gezeigt, dass sie eine Geschichte mitbringen, die sie nicht an der Grenze abgeben können. Der Film hält das Reflektieren darüber fest und zeichnet behutsam eine Entwicklung nach, die, so Afraa, niemand ahnen konnte, als sie zu filmen begann: „Ich hätte nie gedacht, dass in meiner Stadt so etwas passieren kann, ich kannte die Bilder doch auch nur aus dem Fernsehen, aus meinen eigenen Alpträumen, aus dem Text.“

Afraa, Soubhi und Hussein handeln, sehen sich teils als Mitauslöser*innen der Revolution und all dessen, was diese mit sich brachte, und fragen sich rückblickend, was sie anders machen hätten sollen. Die Bilder, die bleiben, sind die von zerstörten Straßen und unberührtem Land, das viele Rot, das aus Alpträumen den Weg in den Tag findet, das Schweigen angesichts mancher Fragen. Husseins Kampf für die Befreiung seines Landes, Soubhis künstlerische Auseinandersetzung mit gebrochenen Gestalten, seine Sehnsucht nach einer guten Zukunft in der Heimatstadt Aleppo. Husseins Entsetzen darüber, sich trotz jahrelanger Hingabe nach der Flucht wie ein Verräter zu fühlen – und Afraas eigenes Hadern mit dem Text Heiner Müllers, dem Sinn und Irrsinn von Revolutionen, das all das einrahmt. Der Film hat viele Ebenen, die sich an manchen Stellen auch tatsächlich bildlich überlagern, wie Annika Reich (Initiatorin von WIR MACHEN DAS und zu Gast aus Berlin) im Gespräch danach bemerkte.

Das Theater, es konnte nichts ändern. Doch Afraa arbeitet weiter, dreht – parallel zu WG-Suche und Deutschunterricht – bereits den nächsten Film. ■



Neue Stimmen der arabischen Literatur

Die Berliner Schriftstellerin Tanja Dückers stellte bei *Meet your neighbours* am 19. Oktober 2017 in der Kölner Stadtbibliothek die in Trier lebende syrische Lyrikerin Rasha Habbal, den syrisch-palästinensischen Lyriker, Schriftsteller und Journalisten Ramy Al-Asheq und Galal Alahmadi, einen der bekanntesten Dichter des Jemen, vor und berichtet hier über den Abend.

von Tanja Dückers

Der große Saal der Zentralbibliothek in Köln ist einfach riesig, ein bisschen verloren sehen unsere Gäste hier aus. Aber die Stimmung ist gut: Freund*innen und Bekannte von Galal Alahmadi, Ramy Al-Asheq und Rasha Habbal, ein paar Arabischstudierende sowie interessierte Kolleg*innen von mir und den Veranstalter*innen vor Ort sind gekommen – der Raum ist trotz seiner Größe von lebhaften Gesprächen in Arabisch erfüllt.

Auf der Bühne geht es bald um die Unterschiede zwischen dem Schreiben zu Hause in der Heimat und dem Schreiben in der Fremde – oder neuen Heimat –, in Deutschland.

Larissa Bender, die wir zum Glück für die Veranstaltung gewinnen konnten, übersetzt in sagenhaftem Tempo. Sie hat auch (sehr gut) die auf *Weiter Schreiben* publizierten Geschichten von Rasha Habbal übersetzt, was sie für diesen Abend erst recht zu einer perfekten Partnerin macht.

Wie hat sich der Ortswechsel auf das Schreiben ausgewirkt – inhaltlich, stilistisch? Während Rasha Habbal meint, sie hätte nicht „so weiterschreiben“ können, und in ihren Texten ähnlich wie Ramy Al-Asheq zum Teil stark das eigene Erleben vor oder während der Flucht thematisiert (Rasha Habbal liest unter anderem ihren eindrucksvollen Text *Kinder singen in einem kleinen Schutzbunker*), ist für Galal Alahmadi das Schreiben eher ein unberührter Schutzraum im Kopf – er glaubt, dass seine Themen die gleichen geblieben sind, das ist ihm wichtig. Oft handeln seine Gedichte von „universellen Themen“, Einsamkeit, Sehnsucht, Selbstbefragungen.

Auch meint er, dass Schriftsteller*innen lange brauchen, um auf solche existenziellen Umwälzungen adäquat zu reagieren. Auf die Frage, ob er seine Texte nicht oft sehr melancholisch findet, meint Galal, dass er versuche, all seine Melancholie in die Texte einfließen zu lassen, gewissermaßen dort zu „parken“, und dass er eigentlich ein sehr glücklicher Mensch sei. Etwas von diesem Glück kann man in den Gedichten (wie zum Beispiel *Zuhause*), die wir vortragen (Galal auf Arabisch, ich auf Deutsch), erspüren – vor allem in der überbordenden Fantasie, in den vielen Momenten des Zauber- und Rätselhaften. In seinen Gedichten *Vom Krieg* und *Weniger Hass* wird er jedoch politisch und prangert unter anderem mit ebenso treffsicheren wie überraschenden Bildern die Zerstörung der

Kultur der indigenen Bevölkerung Amerikas an. Wichtig ist ihm, dass Gewalt überall vorkommt und kein Spezifikum des Nahen Ostens ist.

Ramy Al-Asheq, dessen Literatur sich weniger „introvertiert“ liest, berichtet von Schwierigkeiten, in seiner Heimat zu publizieren – Freiheit in der Themenwahl ist ihm wichtig. Viele seiner Texte sind explizit politisch und von geradezu geballter Energie. Er liest *Seit ich nicht gestorben bin*, einen packenden poetischen Bericht über nichts Geringeres als das schiere Überleben. Wir sprechen auch über *Abwab* (zu deutsch: Türen), die erste arabischsprachige Zeitung von Geflüchteten und für Geflüchtete, die es in Deutschland gibt und deren Chefredakteur er war.

Rasha Habbal liest *Scheckige Hände* – einen sehr berührenden Text, in dem sie sich an ihren Vater erinnert und sich fragt, was Heimat ausmacht. Möglicherweise der Geruch von Okraschoten? Oder die deutliche Erinnerung an die von der Weißfleckenkrankheit gezeichneten Hände des Vaters, die sich leitmotivisch durch den Text ziehen? Rasha Habbal hat eine knappe, eindringliche Diktion, amalgamiert wie Ramy Prosa und Lyrik. Sie berichtet auch noch von der Anthologie *Ohne Worte? Mit anderen Worten. Texte von exilierten Autorinnen aus dem arabischen Sprachraum*, in der sie gerade veröffentlicht hat und die von der Kölner Grafikdesignerin Uta Kopp sehr schön gestaltet wurde.

Das Publikum lauscht den Lesungen und Gesprächen mit großer Konzentration – eigentlich sollte die Veranstaltung nicht länger als zwei Stunden dauern, aber am Ende werden sehr viele Fragen gestellt. Unser Publikum ist zahlenmäßig heute nicht sehr groß (ca. 30 Gäste), das Interesse an den drei Autor*innen dafür umso größer. Am Ende müssen uns die Techniker hinauswinken. Als ich gehe, kommt mir der Saal nicht mehr leer vor. Er ist voller gesprochener Worte, voller Leben.

Danke an Galal, an Ramy und an Rasha! ■



Oben: Larissa Bender, Ramy Al-Asheq, Rasha Habbal, Galal Alahmadi und Tanja Dücker.

Unten: Ramy Al-Asheq und Tanja Dücker.

Fotos: Almut Elhardt

Found in translation

Über Schreiben als Kunst und Lebensform, über die eigene Geschichte und das Weiterschreiben nach der Flucht sprach Lea Schneider am Abend des 9. November 2017 mit Rasha Habbal, Ramy Al-Asheq und Nora Bossong bei *Meet your neighbours* in der Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin.

von Lea Schneider

Wir sitzen inmitten von Büchern: Rasha Habbal, Nora Bossong, Ramy Al-Asheq und ich. Wir sprechen über die Zusammenarbeit zwischen geflüchteten und in Deutschland aufgewachsenen Autor*innen im Projekt *Weiter Schreiben*, über Sprachwechsel, über Labels und Zuschreibungen. Lama Al Haddad übersetzt fantastisch, schnell und präzise zwischen uns vieren, trotzdem wechseln immer wieder die Sprachen. Englisch, Arabisch und Deutsch lösen sich ab, weil wir direkter miteinander sprechen wollen – weil es einfach zu viel Wichtiges zu sagen gibt.

Etwa 30 Zuhörer*innen sind an diesem Novemberabend in den Salon der Amerika-Gedenkbibliothek in Kreuzberg gekommen, und weil wir miteinander statt übereinander reden wollen, haben wir gemeinsam mit der Bibliothek entschieden, keine Bühne aufzubauen, sondern unsere Tische und Stühle direkt zwischen die Regale zu stellen. Der Raum ist offen, und im Laufe der Lesung kommen immer wieder neue Gäste dazu. Der Raum ist aber auch konzentriert: Viele sitzen mit geschlossenen Augen da, um sich ganz auf die Texte zu konzentrieren – und auf deren Klang.

Was sich im Laufe des Abends als Erkenntnis einstellen wird: Es tut uns allen, egal ob neu in Berlin oder alteingesessen, verdammt gut, aus den üblichen Zuschreibungen herauszukommen. Rasha und Ramy sitzen nicht auf der Bühne, weil sie Geflüchtete, sondern weil sie wirklich gute Autor*innen sind. Ihre Texte sind relevant, weil sie ein spannender Teil Gegenwarts-literatur sind – und weil sie mit ihrer enormen Unterschiedlichkeit zeigen, dass das Etikett „Flüchtling“ genauso wenig in der Lage ist, reale Komplexitäten abzubilden, wie jedes andere. Du bist eben nicht nur „Flüchtling“, sondern viele andere Dinge auch: Vater, Schwester, Geliebte, Fußballfan, passionierter Pizzabäcker, Briefmarkensammler oder Schriftstellerin – schon funktioniert die Aufteilung in „Neue“ und „Alteingesessene“ nicht mehr, schon führen wir ein *richtiges* Gespräch.

Was heißt „ein richtiges Gespräch“? Es heißt, dass wir alle Texte in ihrer Originalsprache anhören, auch wenn nicht alle von uns jede dieser Sprachen verstehen. Es heißt, dass wir nicht nur danach schauen, was in der Übersetzung verloren geht, also *lost in translation*, sondern auch danach, was gefunden wird – zum Beispiel wenn Rasha erzählt, wie sie dadurch, dass sie täglich von einer neuen Sprache umgeben ist,



Lama Al Haddad, Rasha Habbal, Ramy Al-Asheq, Nora Bossong
und Lea Schneider in der Berliner Amerika-Gedenkbibliothek.
Foto: Alexander Janetzko



ein anderes Gefühl, einen anderen Zugang zu ihrer literarischen Sprache Arabisch entwickelt. Es heißt, dass wir nicht ausblenden, wie präsent Zuschreibungen in unserem gesellschaftlichen Leben sind – zum Beispiel bei Veranstaltungen, die Ramy nicht ohne eine gewisse Ironie als „refugees in concert“ bezeichnet. Und es heißt nicht zuletzt auch, dass wir über ganz praktische Dinge sprechen, die eine Zusammenarbeit wie die im Rahmen von *Weiter Schreiben* ja auch ausmachen – wenn Nora davon erzählt, wie Rasha und sie als „Tourduo“ auf der Frankfurter Buchmesse unterwegs waren.

Es heißt am Ende des Abends vor allem: dass wir uns Dinge und Geschichten erzählen, die wir nicht längst kennen. Dass wir Neues erfahren und weitererzählen können, damit die Zuschreibungen ein kleines bisschen weniger gut funktionieren. Neu für mich war vor allem ein Wort: Dichter, رعايش . Das arabische Wort, sagt Ramy, kommt nicht wie das deutsche von „verdichten“, sondern von „fühlen“. Dichten nicht als Verknappung, sondern als aufwendige und komplizierte Tätigkeit, ein Gefühl für etwas zu entwickeln – mit diesem glücklichen Fund gehe ich nach der Lesung nach Hause. ■



Schaut man sich die Welt an, darf Protest kein Sonderfall sein

Am 13. November 2017 stellte *Meet your neighbours* in München die Arbeit des Vereins Flüchtlingspaten Syrien e.V. vor. Heike Geißler war dabei. Ihr Bericht ist ein Plädoyer für mehr Mitgefühl und Solidarität. Und ein Aufruf zum Protest.

von Heike Geißler

Teil 1. Ich berichte über einen Abend der Reihe *Meet your neighbours* in der Münchner Buchhandlung Buch in der Au und es geht um Geld.

Ein Menschenleben, heißt es, ist unbezahlbar. Ulrich Karpenstein, Mitbegründer des Berliner Vereins Flüchtlingspaten Syrien e.V., bringt es am 13. November bei *Meet your neighbours* anders auf den Punkt: „Ein Kind zu retten, kostet 450 Euro pro Monat, das ist ein Freikauf aus dem Krieg. 450 Euro kostet ein Kind, 650 Euro ein Erwachsener, und sobald wir wieder monatlich 450 Euro zusammenhaben (was bedeutet, dass sich 45 Spender*innen finden, die monatlich 10 Euro überweisen), geht die Schranke auf, wir unterschreiben eine Bürgschaft, haben wieder ein Kind aus Aleppo rausgeholt.“

Ulrich Karpenstein erzählt, er selbst habe lange Zeit die Augen vor dem Krieg in Syrien verschlossen, der Verein sei entstanden, nachdem er von einem Bekannten gefragt worden sei, ob er nicht die Familie seiner Schwester „rausholen“ könne. Das Rausholen ist jedoch nicht leicht. Es funktioniert nur über die wenigen verbliebenen Landesaufnahmeprogramme für Syrer*innen und die sogenannte Verpflichtungserklärung, eine Bürgschaft, mit der man sich vor ein paar Jahren lebenslang, nunmehr noch für fünf Jahre verpflichtet, gegebenenfalls für den Lebensunterhalt der herausgeholteten Syrer*innen zu sorgen. Insofern diese Wohngeld oder Hartz IV beantragen, haftet man gegenüber dem Staat, und die dabei entstehende Summe kann „eine ganze Menge sein“. Fünf Jahre Bürgschaft bedeuten bis zu 60.000 Euro, mit denen man pro Person einsteht. Die Kosten für die Krankenkasse übernimmt der Staat.

Karpenstein selbst hat lange darüber nachgedacht, ob er diesem Bekannten helfen möchte, bis er sich schließlich dafür entschied, eine Verpflichtungserklärung zu unterschreiben. Um die Finanzlast der Bürgschaften zu teilen, kam später die Idee zur Vereinsgründung auf. Der Verein Flüchtlingspaten Syrien e.V. entstand in geselliger Runde am Küchentisch und ist mittlerweile fast eine kleine NGO. Der Verein sei eine Art Staat und werde dafür vom Staat gemocht. „Wir machen“, sagt Karpenstein, „es allen furchtbar recht.“ Die durch die Flüchtlingspaten Syrien e.V. nach Deutschland geholten Menschen kosten den Staat nichts, und weil der Alltag der Neuankömmlinge von

privaten Lots*innen und Bürg*innen etc. begleitet wird, verläuft die Integration in der Regel schnell und reibungslos. Ein Service, den der Staat nicht offiziell, tatsächlich aber bereitwillig und dankbar nutzt und immerhin in Aussicht stellt, die Zeit der Bürgschaft von den aktuellen fünf Jahren vielleicht auf zwei zu reduzieren.

Natürlich geht man, insofern man sich für die Verpflichtungserklärung, also die Bürgschaft, entscheidet, das Risiko ein, für jemanden zu haften, den man gar nicht kennt. Man rettet aber auch, darauf weist Karpenstein hin, „unmittelbar ein Menschenleben. Binnen weniger Tage bekommen die Menschen ihr humanitäres Visum und landen, ohne ein Schlauchboot besteigen zu müssen, ohne die Schlepper zu brauchen, in Berlin.“

Voraussetzung, um Bürg*in zu werden, ist ein monatliches Nettoeinkommen von ca. 2.100 Euro (die Höhe des benötigten Einkommens variiert von Bundesland zu Bundesland). Klar ist, dass letztlich eher Wohlhabende das Risiko der Bürgschaft tragen können. Wenngleich das Risiko gering ist, denn alle eventuell entstehenden Kosten werden aus den gespendeten Geldern finanziert und die Bürg*innen werden erst zahlungspflichtig, wenn der Verein schlagartig keine Gelder mehr haben sollte. Wer lieber spenden als direkt bürgen möchte, kann dies auch tun: Über Kleinspenden in Mindesthöhe von monatlich 10 Euro finanzieren die Flüchtlingspaten Syrien e.V. weitere Bürgschaften.

Das Konzept des Vereins sei nicht, vielen wenig zu helfen, sondern wenigen viel zu helfen, wobei, so fügt Katja Huber, die den Abend gemeinsam mit Andi Unger moderiert, hinzu, es viele verdient hätten, viel Hilfe zu bekommen. Zu helfen, und zwar so konkret zu helfen, wie es Freiwillige auf den Rettungsschiffen im Mittelmeer, in Kriegsgebieten oder auch von der sicheren Stadt Berlin aus wie die Flüchtlingspaten e.V. tun, heißt, erfahren und wissen zu müssen, wem und folglich: wem nicht geholfen werden kann. Bei der Entscheidung darüber, wer durch die Flüchtlingspaten Syrien nach Deutschland ausreisen darf, wird der Verein wesentlich von der Stiftung Wissenschaft und Politik unterstützt. Diese hat genaue Informationen, kann, wie Karpenstein sagt, abschätzen, „in welchem Straßenzug demnächst geschossen wird und wo

die Überlebenschance geringer als an anderen Orten ist“. Der Verein selbst führt Auswahlgespräche mit den hiesigen Angehörigen, prüft den Integrationswillen, die Integrationsaussichten. Eine zügige Integration ist immer das Ziel, wer über die Flüchtlingspaten nach Deutschland kommt, muss schnell mit einem Sprachkurs beginnen und wird bei der Arbeitssuche unterstützt. Syrer*innen, die sich selbst finanzieren können, ermöglichen, dass ein weiterer Mensch aus Syrien ausreisen und in Deutschland leben kann. Ulrich Karpenstein nennt dieses auf schnelle Integration und zügige Unabhängigkeit von den Flüchtlingspaten zielende Prinzip „sehr hart, sehr rational“. Es höre sich „sehr unmenschlich an, weil es so wirtschaftlich ist,

„Ein Menschenleben, heißt es, ist unbezahlbar.

450 Euro kostet ein Kind, 650 Euro ein Erwachsener.“

weil es ans finanziell Eingemachte geht, aber dadurch wird es uns ermöglicht, Menschen rauszuholen, die sonst keine Chance hätten“. Und er sagt auch: „Absagen zu schreiben ist das Härteste, was es in diesem Verein gibt, aber gleichwohl die notwendige Aufgabe.“

Derzeit kümmert sich der Verein um 221 Syrer*innen. Man hätte nie gedacht, dass es so viele werden, aber es könnten auch mehr sein, sagt Karpenstein. Der Geldfluss in Richtung der Flüchtlingspaten Syrien e.V. stagniert jedoch: „Wir trommeln und trommeln und trommeln, aber mehr als 110.000 Euro haben wir bisher nicht.“ Dieses Geld, das den Flüchtlingspaten monatlich zur Verfügung steht, reicht, um für 221 Menschen zu bürgen. Eine Frau aus dem Publikum sagt, sie erzähle allen Freund*innen regelmäßig von diesem Konzept, alle finden es gut, aber niemand entschlief sich zur Spende.

Warum aber ist das so? Karpenstein verweist auf die Antwort eines Ministerpräsidenten, der das Landesaufnahmeprogramm in seinem Bundesland stoppte. Der Ministerpräsident sagte, es seien zu viele. Zu viele Fremde in der Gesellschaft. Landesaufnahmeprogramme für Syrer*innen gibt es nur noch in Berlin-Brandenburg, Schleswig-Holstein, Thüringen und Hamburg. Vermutlich hat die Stagnation des Spendenflusses aber auch damit zu tun, dass die Hochzeit der Willkommenskultur längst



Die Gespräche bei Buch in der Au: Katja Huber, Ulrich Karpenstein, Anne Schardey und Andi Unger. Foto: Johannes Gerblinger

vorbei ist, dass die Erregung über den Krieg in Syrien abgenommen hat; das ist die Konsolidierung des Außergewöhnlichen. Eben noch habe ich über die verhungerten Kinder im Jemen geweint, da explodiert eine Bombe in Kabul, und ich muss feststellen, davon nicht ergriffen zu sein. Ein ständiger *worst case*, ein *worst case* nach dem anderen. Wir brauchen das Neue, wir wollen vielleicht nicht denen helfen, die wir schon seit Jahren aus den Medien kennen. Offenbar. Immer muss eine neue Katastrophe unsere Spender*innenherzen erschüttern. Oder wir wollen die Garantie, dass unser Geld auch wirklich etwas bringt. Die sinnvolle Investition? Oder wir wollen unser Geld jetzt für uns behalten? Die überschaubare Investition? Ich weiß es nicht.

Karpenstein sagt: „Wenn wir Millionen hätten, könnten wir auch mehr rausholen. Wir sehen also tatsächlich, dass alles vom Geld abhängt.“ Das ist an sich eine schlechte Nachricht, und es ist keine neue. Aber natürlich ist es eine Nachricht, mit der man etwas Gutes anfangen kann.

Teil 2: Ich schweife ein bisschen ab und denke darüber nach, wie man sich nicht von seinesgleichen entsolidarisiert.

Ich sitze also an diesem 13. November bei Buch in der Au, sitze auf einem bequemen Sofa, mache mir Notizen. Ich sitze in der Buchhandlung, in der ich, als ich noch in München wohnte, immer meine Bücher gekauft habe. Mein Viertelbuchladen in Untergiesing. Wiedersehensfreude mit der Buchhändlerin Elisabeth Reisbeck. Ich genieße während der Veranstaltung das Sitzen im Buchladen, ich sitze da auch wie in meiner eigenen Vergangenheit, sitze wie in einer Möglichkeit, ich sitze so auf beste Art neben meiner lieben Freundin Silke inmitten von Büchern, nach einem Treffen mit einer anderen Freundin im Wuid, das nur ein paar Eingänge weiter ist und montags das Bier zum halben Preis verkauft. Elisabeth Reisbeck sagt, ich sei überhaupt nicht älter geworden, was die willkommenere Variante des brechtschen „Sie haben sich gar nicht verändert“ ist, ich erwidere das und frage, wie es dem Buchladen gehe. „Gut“, sagt sie, und damit hatte ich nicht gerechnet, weil man so selten hört, dass es Buchhandlungen gut geht. Ich freue mich, kaufe später *Ein Gott ein Tier* von Jérôme Ferrari und

Mitbringsel für meine Kinder bei ihr, denke aber ansonsten und sowieso die ganze Zeit darüber nach, wie man mit einem Unterfangen durchkommt, wie man ein Anliegen durchsetzt, wie man es verständlich formuliert.

Ich will mich nicht entsolidarisieren, das Mitgefühl nicht aufgeben und nicht das Wissen darum, dass auch ich in einem Krieg leben könnte, fliehen müsste.

Wie kann es gelingen, dass wir der nachvollziehbaren Abschottung vor schrecklichen Bildern, vor ungeheuerlichen Nachrichten aus anderen Ländern, Meeren etc., vor den Appellen an unser Mitgefühl, unsere Verantwortung als Bewohner*innen derselben Erde trotzen, dass wir uns nicht in das eigene Private stürzen, diese kleine Welt, die friedlich zu halten ohne Frage auch eine Aufgabe und keine unwichtige ist, die aber nun einmal zugleich aufs Engste und Bedrohlichste mit der großen Welt verbunden ist? Wie bleibt man verbunden, empfänglich und handlungsfähig?

Ich will mich nicht entsolidarisieren, das Mitgefühl nicht aufgeben und nicht das Wissen darum, dass auch ich in einem Krieg leben könnte, fliehen müsste, schlimmer noch: mit meinen Kindern fliehen müsste und der Hilfe Fremder bedürfen könnte.

Erst recht will ich mich nicht entsolidarisieren lassen, will den Staaten nicht so viel durchgehen lassen wie bisher, wie stets. Was ich immer wissen und den Regierungen so oder ähnlich vortragen können müsste, ist dies: „Ungewollte Nähe und ungewollte Kohabitation sind demnach Bedingungen unserer politischen Existenz, sie (...) beinhalten die Verpflichtung, auf der Erde ein Gemeinwesen zu leben, welches Gleichheit für eine Bevölkerung schafft, die notwendig und irreversibel heterogen ist. Ungewollte Nähe und ungewählte Kohabitation bilden auch die Basis unserer Verpflichtung, keinen Teil der menschlichen Bevölkerung zu vernichten und Völkermord als Verbrechen gegen die Menschheit zu ächten, aber auch, von Institutionen zu fordern, sich darum zu bemühen, alles Leben gleichermaßen lebbar zu machen.“¹

Diese Regierungen, die, während ich mich frage, warum Posts von Sea Watch, die ich ab und an teile, eigentlich



Nach der Runde wurde weiter gesprochen, in der Mitte Anne Schardey. Foto: Johannes Gerblinger

niemanden interessieren und was ich tun kann, um mehr Leute dafür zu gewinnen, teuflische Pläne schmieden und menschenfeindliche Verträge in Brüssel oder Berlin oder wo auch immer unterzeichnen, handeln nicht in meinem Sinne. Sie beschließen Verträge, die Menschenrechte außer Kraft setzen, Diktatoren mit Waffen versorgen, Geflohene aus dem Stadtbild entfernen, in Unterkünfte oder Lager zwingen, die sie verwaltbar, übersichtlich, unsichtbar machen.

Wir brauchen eine Schule der Solidarisierung. Eine Schule des Mitgefühls. Nicht nur des Mitgefühls für Geflohene, für alle. Wir brauchen auch einen stärkeren Protest, eine Protestroutine. Einen in den Alltag integrierbaren Protest. Schaut man sich die Welt an, darf der Protest kein Sonderfall sein.

Aber natürlich ist es in etwa so wie in diesem Gedicht von Rod Smith:

*We work too hard
We're too tired
to fall in love.
Therefore we must
overthrow the government.*

*We work too hard
We're too tired
to overthrow the government.
Therefore we must
fall in love.*

Ich bin jetzt übrigens Patin geworden, habe mich entschieden, monatlich 10 Euro zu spenden. Erst wollte ich nicht, ich weiß auch nicht warum, vielleicht weil ich dachte, dass den Syrer*innen eh schon alle helfen (und es dabei besser wusste), vielleicht weil ich es unfair fand, dass die Syrer*innen im Vergleich zu anderen Geflohenen ein besseres Ansehen genießen, dass es für Syrer*innen Landesaufnahmeprogramme gibt, für andere Geflohene jedoch nicht. Weil mir einfach nicht gefiel und nach wie vor nicht gefällt, dass selbst der Mensch in Not eine Lobby braucht, dass alle Offensichtlichkeit des Überlebenskampfes etc. nichts bedeuten kann, quasi trotz

aller Sichtbarkeit und Medienpräsenz wie nicht geschehend wirken kann.

Jede Katastrophe braucht, so ist es wohl, ein gutes Exposé, um der karitativen Jury aus Medien, Bevölkerung und Regierungen Wohlwollen und Hilfe zu entlocken. Aber, wie gesagt, wenn noch 44 Leute mehr mitmachen, kann ein Kind nach Deutschland kommen. Simple Mathematik. Kein Tropfen auf den heißen Stein. Ein Menschenleben. ■

Presse

„Kulturelle Bereicherung, gegenseitiges Helfen und Chancen für alle – die Flüchtlingsdebatte kann auch von einer anderen Seite beleuchtet werden. Buchhandlungen sind Orte der Begegnung und wie geschaffen für Veranstaltungen wie diese.“

Elena Sebening, Kölnische Rundschau

„Genau genommen erwies sich Freundschaft als Fundament der ganzen Veranstaltung. (...) Mindestens die Hälfte der rund vierzig Zuhörer hatte von der Veranstaltung über Freunde gehört. Freundschaft ist der Nährboden unserer Wurzeln und Zweige. Sie mögen alt oder neu sein, stark oder schwach, doch durch sie sind wir verbunden, sie geben uns Halt und lassen uns wachsen.“

Priya Basil, Zeit Online

Dank

WIR MACHEN DAS hat sich von Anfang an gewünscht, dass sich *Meet your neighbours* verselbstständigt, dass sich überall Menschen zusammentun, die Begegnungsorte schaffen, in denen sich die neue und die alte Nachbarschaft kennenlernen können. Wir möchten also allen beteiligten Buchhandlungen, Bibliotheken und Literaturhäusern danken und den vielen Menschen, die moderiert, übersetzt, organisiert und über die Abende geschrieben haben. Außerdem danken wir sehr herzlich den Fotograf*innen Fritz Beck, Almut Elhardt, Johannes Gerblinger, Hans Herbig, Maritta Iseler, Alexander Janetzko, Verena Kathrein, Juliette Moarbes, Teddy Moarbes, Sebastian Heidelberger, York Sander und Rolf Zöllner, die die Erzählsalons und Lesungen ins Bild gerückt haben und so allen anderen, die nicht dabei waren, einen Eindruck vermittelt haben, wie gut das aussieht, wenn man sich wirklich begegnet.

Besonderer Dank gilt der Münchner Gruppe: Dass *Meet your neighbours* gleich so blüht und strotzt wie dort, konnten wir nicht ahnen, freut uns aber umso mehr. Wir danken von ganzem Herzen Björn Bicker, Lena Gorelik, Marion Hertle, Sandra Hoffmann, Katja Huber, Silke Kleemann, Martin Lickleder, Denijen Pauljević, Kathrin Reikowski und Fridolin Schley, die seit April 2016 mit großem Engagement, leuchtenden Ideen und großem Fingerspitzengefühl Menschen zusammengebracht, Themen und Orte gefunden und Gespräche geführt haben.

Und immer und immer wieder danken wir Mascha Schwarz und dem Tulipan Verlag dafür, dass sie an WIR MACHEN DAS glauben und das große Ganze möglich machen.

Impressum

Herausgeber:
Meet your neighbours
wearedoingit e.V.
Postfach 61 02 54, 10924 Berlin
kontakt@wirmachendas.jetzt
www.wirmachendas.jetzt

wir machen das

إنما نفعل

we're doing it

Allianz Kulturstiftung
Pariser Platz 6
10117 Berlin

Stiftung :do
Bodenstedtstraße 16
Hinterhof, Aufgang West
22765 Hamburg

Projektleitung: Annika Reich & Rebecca Ellsäßer
Kontakt: mail@re-ell.de
Projektmanagement: Julia Küpper
Redaktion: Annika Reich, Rebecca Ellsäßer & Patricia Bonaudo
Bildredaktion: Juliette Moarbes & Maritta Iseler
Korrektorat: Iris Weißenböck & Ela Maywald
Grafikdesign: Daniela Burger

Die Veranstaltungen der *Meet your neighbours*-Reihe finden statt in Zusammenarbeit mit der Allianz Kulturstiftung und der Stiftung :do.

